



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Nach 1945 haben sich die Nachfahren der Nazis auf der dunklen Seite des Mondes eingerichtet. Unter ihnen ist Renate, die beschließt, ihre Geschichte aufzuschreiben. Ihre Tochter soll die Wahrheit erfahren, die Wahrheit über ihre Vergangenheit und über die Toten, die sie indirekt zu verantworten hat, aber auch die Wahrheit darüber, wie sie vielen Menschen das Leben rettete. Jahre zuvor landet Renate zusammen mit den Mondnazis auf der Erde. Sie gerät in eine Kampagne des US-Präsidenten und verliebt sich in die Wahlkampfleiterin. Während sich die anderen Nazis auf den totalen Krieg vorbereiten, ändert Renate ihre Haltung und stellt sich ihnen in den Weg. Eine Frau im Kampf gegen die Mondnazis: »Iron Sky« ist eine politische Satire über schamlose Machtgier und verkorkste Ideologien – und, natürlich, über die grenzenlose Dummheit der Menschheit.

Johanna Sinisalo wurde 1958 im finnischen Lappland geboren. Mit ihren Büchern hat sie sechsmal den Atorox Prize und dreimal den Kemi National Comic Strip-Wettbewerb gewonnen. Ihre Arbeiten wurden in neunzehn Sprachen übersetzt. Bekanntheit erlangte Sinisalo auch als Drehbuchautorin, unter anderem für den 2012 veröffentlichten Film »Iron Sky«.

Stefan Moster, geboren 1964 in Mainz, lebt als Übersetzer, Autor, Lektor und Herausgeber in Berlin. Zuletzt erschien sein Roman »Alleingang«.

JOHANNA SINISALO

Iron Sky

**RENATE UND DIE
MONDNAZIS**

AUS DEM FINNISCHEN VON STEFAN MOSTER

ROMAN TROPEN

Tropen

www.tropen.de

© 2017 by Johanna Sinisalo und Iron Sky Universe

Für die deutsche Ausgabe

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Klett-Cotta Design

unter Verwendung einer Abbildung von

© Iron Sky Universe / © Blind Spot Pictures

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50158-2

»Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht.«

Adolf Hitler

»Die Erde bedeutete für uns zweierlei. Einerseits war sie der Schatz, den man uns ungerechterweise geraubt hatte, eine schöne, bläulich-weiß schimmernde Scheibe am Himmel, so nah und so fern, die an das verlorene Paradies erinnerte. Andererseits war die Erde in unserer Vorstellung ein Schlachtfeld, ein von Untermenschen, Bolschewiken und Kapitalisten bevölkertes Chaos, das wir in einem Verzeichnis von Frontverläufen, Schlachten, Jahreszahlen und hässlichen, niederträchtigen Staatsoberhäuptern erfassten. Die Erde war ein vor Reichtümern überbordender Speicher, den wir verloren hatten, den wir aber eines Tages zurückbekommen würden, und zugleich war sie ein korrupter, barbarischer und primitiver Dschungel, in dem ein Leben herrschte, das wir in jeder Hinsicht fürchten und verachten mussten.«

Renate Richter

TEIL EINS

Jugend auf dem Mond

1. Februar 2047

Liebe Kitty,

ich bin aus einem Traum vom offenen Himmel aufgewacht.

Ich hatte davon geträumt, dass es regnet.

Ein Wassertropfen fiel auf meine Wange. Ein zweiter traf das Augenlid, ein dritter die Oberlippe und setzte von dort aus seinen Weg zum Mundwinkel fort. Ich leckte ihn ab, denn nach wie vor fand ich es erstaunlich, dass Wasser vom Himmel kam – erfrischendes, kühles Wasser, von dem jeder so viel sammeln konnte, wie er wollte, und in einer solchen Fülle, dass es ungebündigt über den Boden floss und Bäche, Pfützen, Ströme und Seen, Meere und Gletscher bildete. Ich leckte den Tropfen ab und ließ ihn nicht aus dem Mund entkommen, denn er stellte für mich den unermesslichen Wert des offenen Himmels dar.

Ich öffnete die Augen.

Über mir befand sich eine Decke aus Stein.

Sie hing nur wenige Spannbreite über meinem Gesicht. Meine Enttäuschung mischte sich mit Entsetzen, ein plötzliches Gefühl der Beklemmung schlug mir mit der Faust in den Bauch und raubte mir den Atem. Ich hatte das Gefühl, statt im Bett in einem Sarg zu liegen. In gewisser Weise tat ich das auch, in einem riesigen Sarg aus Stein, der durchs Universum raste.

Das Wasser bestand aus Wasser, aber es tropfte mir nicht aus dem Himmel, sondern aus einem haarfeinen

Spalt im Gestein auf mein Gesicht und schmeckte nach Staub, Rost und Traurigkeit.

Warum entstehen täglich mehr von diesen winzig kleinen Rissen in den Wänden und Decken? Die Feuchtigkeit der in unseren Behausungen zirkulierenden Luft kondensiert in diesen Rissen, besonders bei Langnacht. Hat der Stein unter den Bombardierungen im Krieg gelitten und wird nun leichter brüchig? Was müsste man dagegen tun? Was könnte *ich* dagegen tun?

Ich möchte nicht die Führerin sein, denn Macht ermüdet mich. Sie hat für mich nie einen Wert an sich gehabt. Aber es entstehen eben immer Hierarchien, daran ist nichts zu ändern. Und immer gibt es Menschen, die um Rat fragen wollen. Manche suchen dabei nur für ihr Denken die Zustimmung eines anderen Menschen. Andere wiederum wollen schlicht und einfach, dass man ihnen sagt, was sie tun sollen. Darum reden sie mit denen, die bezüglich des jeweiligen Problems über ausreichend Lebenserfahrung oder Kenntnisse verfügen. Oft muss der Ratgeber nicht einmal besonders viel über die Angelegenheit wissen, es genügt, dass er überzeugend klingende Anweisungen und Befehle zu erteilen weiß.

Macht geht mit Verantwortung einher, und bisweilen wünschte ich, nicht mehr die Verantwortung für alle diese Menschen tragen zu müssen. Lieber möchte ich mich selbst führen lassen, mich froh und voller Vertrauen dem Gedanken überlassen, dass ein anderer für mich sorgt. Ich bin nicht mehr jung und in keiner guten Verfassung; ich weiß, dass meine Lunge nicht gesund ist. Es kann durchaus sein, dass ich schon bald meinen Ein-

fluss auf die Angelegenheiten des Stützpunktes aufgeben – des Stützpunktes, der seinerzeit den Namen Schwarze Sonne erhielt und der sich seitdem stark verändert hat, was den Namen und die ganze Lebensweise betrifft.

Der Krieg liegt nun bald dreißig Jahre zurück, und die Ankunft der Flüchtlinge hat eine große Umwälzung mit sich gebracht. Zuvor hatte ich alles, was sich ereignete, nur aus einem schmalen Blickwinkel betrachtet, ohne die persönlichen Erfahrungen, Erinnerungen und Ansichten der Flüchtlinge – und ohne die umfangreichen Datenbanken, die sie mitbrachten. Ich hatte noch kein geschlossenes Bild von allem gehabt. Ohne ein solches Gesamtbild wäre es sinnlos gewesen, diese Arbeit hier in Angriff zu nehmen, die vielleicht ein Tagebuch wird, vielleicht auch eine Autobiographie. Eine Abrechnung.

Die Idee zu den Aufzeichnungen kam mir gestern.

Es war der Geburtstag meiner Mutter. Ich dachte an sie und erkannte plötzlich, dass ich zweiundfünfzig bin, so alt wie Lotte Richter bei ihrem Tod. Das ließ mich begreifen, wie begrenzt die Lebenszeit ist, die mir noch bevorsteht. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen nagt der Mond von innen her an uns, die wir auf dem Mond geboren und aufgewachsen sind.

Ohne es zu wollen, haben wir durch die gesamte Geschichte der Festung hindurch feinen, aber äußerst scharfkantigen Mondstaub mit uns herumgetragen, der an Mondanzügen und Werkzeugen haften blieb und anschließend überall eindrang. Er hat unsere Gerätschaften ruiniert und überdies ernsthafte Erkrankungen

verursacht. Wir sind ihn noch immer nicht ganz losgeworden, auch wenn in den Druckschleusen spezielle Staubentfernungskammern installiert worden sind und in diesen wiederum starke Sauger und magnetische Apparate, die den Staub bis zu einem gewissen Grad im Zaum halten. Erst die Mikrowellentechnik, die die Flüchtlinge von der Erde mitgebracht haben, hat geholfen, das heimtückische Eindringen von Mondstaub in die Wohn- und Arbeitsbereiche und in die Lungen der Menschen effektiv zu verhindern.

Ich habe auch früher schon Tagebuch geführt. Mit sechs Jahren fing ich an, nachdem ich mit vier das Schreiben gelernt hatte. Das Buch besitze ich noch immer. Es gehört zu meinen teuersten Schätzen, und es ist noch vorhanden, weil mein Zimmer im Krieg wie durch ein Wunder fast unangetastet geblieben ist. Die Renate von damals schrieb mit einem Grafitstift auf Hanfpapier. Heute kann ich die Seiten mit der Kamera meines Tablets abfotografieren und sie an diese Textdatei hier anhängen.

Was für einen langen Weg ich doch gegangen bin!



Sonntag, am 6. Mai 2001

Liebes Tagebuch!

Ich habe Geburtstag! Ich werde sechs Jahre alt. Vom Mondreich habe ich mir ein Notizbuch gewünscht. Ich

weiß, dass Papier schrecklich kostbar ist, aber mein Vater hat auch ein Notizbuch und bekommt immer ein neues, wenn er es braucht, weil er nämlich wichtig ist. Er musste über meinen Wunsch lachen. Er sagte, bestimmt wünschten sich alle anderen Mädchen in der Festung, die so alt sind wie ich, eine Puppe oder einen Spielkochtopf. Aber ich glaube, dass mein Vater ein bisschen stolz auf mich ist, weil er sagte, du wirst vielleicht mal Lehrerin, Renatchen, so wie Frau Klein, wenn du in deinem Alter schon Sachen aufschreiben willst. Lehrerinnen müssen viel wissen und darum werde ich meine Mutter fragen, ob ich übermorgen nach der Schule in die Bibliothek gehen darf. Morgen kann ich nicht gehen, weil morgen Montag ist und die Bibliothek geschlossen hat. Mein Vater hat gesagt, mein Geburtstag sei auch so ein Glückstag und habe mit Büchern zu tun, weil am 6. Mai Hitler Unser Herr befahl, die undeutschen Bücher zu verbrennen und Goebbels sagte, die Zukunft müsse aus den Flammen unserer Herzen emporsteigen, und mein Vater strich mir übers Haar und sagte, du, Renatchen, bist ein Kind der Zukunft.



In der Schwarzen Sonne bekam jedes Kind zweimal vom Mondreich ein Geburtstagsgeschenk: Wenn es sechs und wenn es sechzehn wurde. Das Kind durfte sich das Geschenk selbst aussuchen, seine Eltern leiteten den Wunsch dann an das Volkseigentumskomitee der

Schwarzen Sonne weiter. Später habe ich erkannt, dass es sich dabei nicht nur um eine schöne Geste handelte, um die Bürger zu belohnen, die mit wenig auskommen und viel Selbstdisziplin aufbringen mussten, sondern auch eine Methode war, sich Klarheit über die Gedankenwelt und Einstellung der einzelnen Kinder zu verschaffen. Die meisten Kinder wollten eines der Spielzeuge, die tief unter der Mondoberfläche in den Werkstätten der Untermenschen hergestellt und bei Bedarf von einer Generation an die nächste weitergegeben wurden. Die Jungen träumten von Raumschiffen, Spielzeugmotorrädern und Kinderwaffen, angefertigt aus Hanfharz, Glasfaser und Aluminium. Die häufigsten Wünsche der Mädchen hatte mein Vater ziemlich genau erfasst, so wie es in meinem Tagebucheintrag stand.

Obwohl das Notizbuch, das ich mir damals wünschte, aus starkem, gutem deutschen Hanfpapier gemacht ist, weiß ich, dass es aufgrund des organischen Materials nicht ewig halten wird, schon gar nicht unter den immer feuchter werdenden Bedingungen in unserer Festung. Darum speichere ich in meiner freien Zeit die Krakeleien der kleinen Renate – genau wie die der schon etwas größeren – als Fotos auf meinem mir teuer gewordenen Tablet ab. Auch andere Dokumente in Papierform, die mein Leben und die Geschichte der Festung beleuchten, habe ich zusammengesucht und an mich genommen. Nach all den Jahren ist es interessant, sie zu studieren.

Ich weiß nicht, wer meine Aufzeichnungen lesen wird. So dramatisch will ich nicht sein, dass ich mir vorstelle, Fremde aus dem Universum würden meinen Text

Tausende Jahre nach unserem Untergang finden und deuten. Wahrscheinlich wird die Datei bei Obi landen, zu ihrem Vergnügen. Oder vielleicht zu ihrer Erschütterung.

Schon mit sechs konnte ich leidlich gut schreiben, denn im Kindergarten der Schwarzen Sonne wurden bereits die Dreijährigen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, und mit fünf begann die eigentliche Schulzeit.

Nicht alle hatten etwas für das Lesen übrig, aber ich mochte es sehr.

Richtige Bücher aus Papier gab es nur wenige, und die waren zum größten Teil für diejenigen bestimmt, die gerade das Lesen lernten. Sie hatten dicke Einbände, wenige Seiten und mehr Bilder als Wörter. Aber beim Verlassen der Erde hatten wir eine große Sammlung von Werken auf Mikrofilm mitgenommen. Die durfte man sich in der Bibliothek ansehen.

Ich war ein ziemlich schüchternes Kind, daran erinnere ich mich deutlich. Allerdings war ich nicht auf die Weise schüchtern, dass ich nur daheim am Rockzipfel meiner Mutter gehangen hätte. Meine Scheu zeigte sich eher in meiner Art, mich hinter dem Rücken meines Vaters zu verstecken, wenn ich mit ihm in der Hakenkreuzfestung unterwegs war und wir fremden Erwachsenen begegneten. Im Schutze meines Vaters flüsterte ich »Sieg Heil«, und er musste mich auffordern, den Erwachsenen in die Augen zu schauen und stramm den Arm zum Gruß zu heben. Wegen meiner Schüchternheit dauerte

es eine Weile, bis ich mich traute, allein in die Bibliothek zu gehen.



Dienstag 8. Mai 2001

Hier schreibe ich auf, was ich morgen tun muss, damit ich es nicht vergesse. Mama hat mir geraten, zuerst die Bibliothekarin Frau Hedwig Müller anzusprechen und ihr zu sagen, dass ich die Tochter von Lotte Richter bin und dass meine Mama mir die Erlaubnis gegeben hat, in die Bibliothek zu gehen. Frau Müller ist eine gute Freundin von Mama, und Mama sagt, Frau Müller könne was zum Lesen für mich aussuchen und mir helfen, das Mikrofilmlesegerät zu benutzen. Ich weiß nicht, was ein Mikrofilmlesegerät ist, und ich bin aufgeregt.



Die gefürchtete Frau Hedwig Müller war eine laute, hochgewachsene Person, die für strenge Ordnung sorgte und von den Kindern in der Bibliothek absolute Stille verlangte. Als Freundin meiner Mutter war sie mit mir vielleicht geduldiger als mit den anderen Kindern. Sie setzte mich an das Mikrofilmlesegerät und überwachte dessen Gebrauch, damit ich die kostbaren Filme oder den Apparat selbst nicht mit zu groben Bewegungen beschädigte. Ich lernte schnell, die Kurbel vorsichtig zu drehen, sodass

Frau Müller den anderen Kindern mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte. Von denen in meinem Alter waren nicht sonderlich viele an den Mikrofilmen interessiert, weshalb ich das Gerät die ganze Bibliotheksstunde, die für Kinder unter zehn vorgesehen war und dienstags nach dem Unterricht stattfand, meistens für mich hatte. Frau Müller wusste bald, was mir gefiel, und hatte oft schon vorab ein Mikrofilmbuch für mich herausgesucht, wenn ich kam. Während die anderen noch in ihren Horst-Wessel-Bilderbüchern blätterten, las ich bereits ganze Kinderbücher und ging im Nu zu Sachbüchern über.

Das erste Mikrofilmbuch, das ich las, hieß *Heidi*.

Ich war noch zu klein, um die Verwirrung zu analysieren, die es bei mir auslöste. Obwohl es zweifellos auf Deutsch geschrieben war, musste ich mich von Anfang an anstrengen, um alles verstehen und mir vorstellen zu können. Teilweise war *Heidi* für mich wie in einer Fremdsprache geschrieben. Oder wie in meiner Sprache, in die aber fremde Wörter gemischt worden waren. Ein bisschen so, wie wenn ein Erwachsener etwas aus einem ihm vollkommen unbekanntem Fachgebiet liest: Er versteht viele bekannte Verben und die Terminologie, die mit alltäglichen Dingen zu tun haben, aber die Hälfte der Wörter im Text sind ihm unverständlich oder ihre Bedeutung bleibt ihm mindestens unklar.

»Die Berge« verstand ich, denn sie gehörten auch zu unserer Umgebung. Aber was bedeutete »Wind«, was war eine »Ziege« und was ein »Strauch«? Ich weiß auch noch, wie ich mir den Kopf darüber zerbrach, was bloß mit diesem »Käse« gemeint sein könnte.

4. Februar 2047

Liebe Kitty,

nach dem Tod von James hatte ich wenig Gelegenheit, mit jemandem über mein Leben zu sprechen. Es gibt hier solche, die den Krieg aus der Perspektive des Mondes erlebt haben, und es gibt andere, die ihn von der Erde aus erlebt haben, aber James und ich waren die einzigen Überlebenden, die an beiden Orten an den Ereignissen beteiligt gewesen waren. Wir gehörten zu den Brückenmenschen – zu jenen wenigen Personen, die sich vor dem Krieg auf dem Mond wie auch auf der Erde aufhalten konnten.

Darum fühle ich mich keiner der beiden Gruppen wirklich zugehörig. Ich bin kein Nachkomme der Festungsgründer, die nie eine andere Lebensweise kennengelernt haben, aber ich bin auch keine von denen, die auf der Erde aufwuchsen und sich im letzten Moment hierher flüchteten. Die Ureinwohner des Mondes, falls man das ironischerweise so sagen darf, sehen keinen großen Unterschied zu dem, was früher war. Manche Dinge sind besser geworden und manche schlechter, aber das durchschnittliche Leben ist genauso angenehm, wie es in einer Grube, die man in den Mond gegraben hat, nun mal möglich ist. Diejenigen, die auf der Erde geboren wurden und dort gelebt haben, scheinen unser Leben wiederum nur für eine vorübergehende Lösung zu halten und unser Zuhause für einen Bunker, in dem man sich eine Zeitlang aufhalten muss, bevor man ins

sogenannte normale Leben zurückkehrt. Dabei spielt es keine Rolle, ob es einen Ort gibt, an den man zurückkehren kann; sie akzeptieren die Sachlage, indem sie sich vorstellen, das Wohnen in der Festung wäre eine Art sonderbarer, in die Länge gezogener Extrem-Trip.

Ich kann nicht so denken wie sie, aus vielen Gründen. Der wichtigste Grund besteht darin, dass ich nicht auf der Erde geboren wurde. Ich kann nicht an die Erde und ihre Lebensumstände als etwa Normales oder Selbstverständliches denken. Das Leben dort war für mich der extreme Ausnahmezustand.

Für diejenigen, die nach dem Krieg auf dem Mond geboren wurden, ist die Erde ein Märchen. Ich glaube, dass sich viele insgeheim fragen, ob es sich nur um eine Legende handelt, die im Lauf der Zeit immer mehr ausgeschmückt wurde, wie der Mythos vom verlorenen Paradies. Ein Teil derjenigen, die zur Zeit der alten Macht auf dem Mond geboren wurden, fragt sich gerade dieser Tage, ob die legendären Wunder der Erde nicht doch reine Propaganda waren – ein Köder, mit dem man sie seinerzeit dazu gebracht hatte, gewissenhaft alle Anweisungen zu befolgen, weil als Lohn jenes Gelobte Land ausgesetzt war. Und wie es bei von der Propaganda versprochenen Belohnungen oft der Fall ist, mochte es sich auch hier um Katzensgold handeln: Wenn man endlich hingelange, wäre es nur eine Art Schwarze Sonne 2.0. Ein bisschen weitläufiger, mit einem etwas komfortableren Höhlensystem, mit etwas mehr Abwechslung beim Essen und dazu als Bonus vielleicht die eine oder andere

staubige Pflanze und eine Pfütze, aus der ein ausgestopfter Elch Wasser schlürft.

Ich habe nicht viele Freunde, denn die auf dem Mond Geborenen halten mich auf obskure Art für eine Vertreterin der Erde, während die Vertreter der Erde in mir einen vollblütigen Mondling sehen. Viele meiner Freunde, die den Krieg überlebt haben, sind mir fremd geworden. Führer haben so gut wie keine Freunde. Sie haben Untergebene, Speichellecker und Neider, aber nur wenige echte Freunde.

Zum Glück hatte ich James. Und heute habe ich immerhin meine Tochter Obi. Mit zunehmender Klarheit erkenne ich, dass ich dies hier wohl für sie schreibe, weil sie bestimmt irgendwann mehr über die Geschichte von ihrem Vater und mir erfahren will, auch Einzelheiten, die wir ihr nicht erzählt haben. Es fällt mir jedoch schwer, diese Abrechnung als eine Art langen Brief an Obi abzufassen, denn wenn eine Mutter ihrer Tochter von sich erzählt, wandelt sie unweigerlich die Wahrheit ab. Nein, wenn ich direkt an Obi schreibe, würde es ein affektierter Text für ein Phantasiewesen werden. Lieber schreibe ich an dich, Tagebuch, dem ich den Namen Kitty gegeben habe.

Ob Obi je erfahren wird, warum du Kitty heißt? Es ist nebensächlich. Ich finde es nur so treffend und ironisch.

5. Februar 2047

Liebe Kitty,

ich habe meinen gestrigen Eintrag noch einmal gelesen. Bei dem Satz »wenn eine Mutter ihrer Tochter von sich erzählt, wandelt sie unweigerlich die Wahrheit ab«, könnte man den Eindruck gewinnen, ich hielte meine eigene Mutter für eine Lügnerin oder Heuchlerin. Es stimmt, dass sie mir sicherlich nicht immer offen gesagt hat, was in ihr vorging, oder dass sie Dinge unerwähnt ließ, von denen sie nicht wollte, dass ich sie erfuhr.

Aber ich glaube keine Sekunde daran, dass sie mit Absicht unaufrichtig war. Mütter kreieren für ihre Kinder zwar aus rein erzieherischen Gründen eine Vorstellung von ihrer eigenen Rechtschaffenheit und Allmächtigkeit, aber man darf nicht vergessen, dass das Kind ebenso sehr daran beteiligt ist, diesen Mythos zu erschaffen: In den Augen des Kindes ist die Mutter sowohl ein großes, bis zur Decke reichendes, nahezu göttliches Wesen als auch die souveräne Spenderin von Wärme, Nahrung und Trost. Die Mutter täte falsch daran, dem Kind ihre Schwächen zu offenbaren, selbst wenn sie nicht vollkommen makellos wäre.

Ich bezichtige meine Mutter also nicht der Lüge. Meinen Vater hingegen schon.

Meine Mutter vermisse ich. Meinen Vater nicht.

Im Namen der Wahrheit muss ich zugeben, dass ich meinen Vater ebenso sehr geliebt habe wie meine Mut-

ter. (Hätte ich ihn nicht geliebt, wäre mein Leben später in vielerlei Hinsicht leichter gewesen.) Meine Mutter Lotte bedeutete für mich Liebe, Geborgenheit, Wärme, Sinn fürs Praktische und sogar eine Art Geschwisterlichkeit. Mein Vater Rudolf wiederum – den mit Sicherheit nur meine Mutter und ich je mit Vornamen angegeredet haben, für alle anderen war er Herr Doktor Richter – machte die kleine Welt, die uns umgab, für mich ein bisschen größer. Er stand für Abenteuergeist und sogar für eine gewisse Offenheit, soweit es unter unseren Umständen möglich war. Er lebte in der Welt des Wissens, in der es erlaubt war, nach dem Neuen, noch nicht Dagewesenen zu streben, er durfte seine schöpferische Natur ins Gewand des Ingenieurs kleiden. Und er liebte mich. Das weiß ich, auch wenn er im Hinblick auf mein Wohl auch Dinge tat, die ich nicht akzeptieren konnte.

Meine Eltern hatten die Vermehrungserlaubnis für zwei Kinder erhalten, aber meine Mutter bekam kein zweites Kind mehr, zumindest keines, das am Leben geblieben wäre. Für eine Erstgebärende in der Festung war sie mit neunundzwanzig schon ziemlich alt. Es kann sein, dass sie Schwierigkeiten hatte, schwanger zu werden oder ein Kind auszutragen. Weil ich das einzige blieb, war mein Geschlecht natürlich eine Enttäuschung für meinen Vater. Zwar brauchte die Schwarze Sonne auch Frauen, aber er hätte sich einen Nachfolger für seine Arbeit gewünscht. Die Zwei-Kind-Lizenz hatte er bekommen, weil er von überlegener Intelligenz war – das Resultat einer gelungenen Paarbildung, bei der man es in erster Linie auf analytische und innovative Eigen-

schaften angelegt hatte. Auch meine Mutter war weitgehend aus Gründen des Intellekts als Partnerin meines Vaters ausgewählt worden. Bevor sie krank wurde, hatte sie lange in der Nachrichtenzentrale der Festung gearbeitet, wo die lernfähigsten jungen Frauen landeten. Nur in den letzten Tagen der Schwangerschaft und den neun Monaten, die ich zu Hause war, bevor ich in den Kindergarten kam, blieb sie der Arbeit fern.

Als Kind behandelte mich mein Vater lange wie einen Jungen, vielleicht weil er keinen Sohn hatte. Montags nahm er mich auf lange Spaziergänge durch die Festung mit und machte mich mit seinen Arbeitskollegen und Untergebenen bekannt. Er zeigte mir sein Labor und die riesige Höhle, in der die Götterdämmerung erbaut wurde, die tollkühne Errungenschaft der unübertrefflichen Forschung im Vierten Reich, die uns eines Tages die Erde zurückgeben würde. Gearbeitet wurde unter der Mondoberfläche, weil man eine so große Baustelle unmöglich lückenlos vor den Kameras der Erdsondertarnen konnte. Mein Vater beschrieb mir ausführlich die gewaltigen Ausmaße der Götterdämmerung, samt deren unglaublich starken Atomhaubitzen, dem revolutionären Gyroskop-Stabilisator und der Panzerung aus Titan, Stahl und Wolfram, und er stellte mir seine Schöpfung auch von innen vor. Ich glaube, ich kannte die Gänge und Labyrinth der Götterdämmerung besser als mancher Offizier. Einmal musste ich bei einem unserer Spaziergänge pinkeln, und mein Vater brachte mich zum Urinal des noch im Bau befindlichen Funkraums. Die Toiletten waren sehr früh im Raumschiff installiert

worden, um effektives Arbeiten zu gewährleisten, und ich kam mir sehr groß vor, als ich die für Erwachsene bestimmte kleine Kabine benutzen durfte. Viel später sollte mir dieser triviale Besuch von unerwartetem Nutzen sein.

Mein Vater erzählte mir, wie die Schwarze Sonne ihren Anfang genommen hatte und auf welchen triumphalen Erfindungen unser ganzes Leben auf dem Mond basierte.

Seine Geschichten waren spannender als die Märchen in den Büchern oder die beliebten Heldensagen aus *Der Große Krieg des Aufstiegs unserer Idee*. So gehörte zum Beispiel die Wasserjagd in den Frühzeiten der Schwarzen Sonne zur Volkstradition: Tapfere Männer brachen bei Langnacht mit unfassbar primitiven Fahrzeugen und in spröden Mondanzügen zu Fahrten von zig, manchmal auch Hunderten Kilometern auf, und wenn sie zurückkamen, schleppten sie tonnenweise Eis über die staubige Mondoberfläche, das dann tief im Mondboden aufbewahrt wurde. Nicht zuletzt wegen der Erzählungen meines Vaters wurde ich zur besten Schülerin im Geschichtsunterricht, und wenige Jahre später brachte ich meinen Klassen die gleichen Dinge bei. Ich hänge hier ein Foto von der Lehrbroschüre an, die ich seinerzeit für meine Schüler anfertigte. Man hatte mir erlaubt, eine neue zu erstellen, weil die von der vorigen Lehrerin benutzte Auflage bei so vielen Klassen in Gebrauch gewesen war, dass sich das Papier fast bis zur Unleserlichkeit abgenutzt hatte.



Wie haben wir den Mond besiedelt?

Lehrmaterial im Fach Geschichte für die Lerngruppe der Achtjährigen in der Südost-Wabe der Schwarzen Sonne, erstellt von Mondjugendführerin Renate Richter.

Der Mond ist unser geliebter Wohnort, auch wenn er karg, bescheiden und von den Bedingungen her feindlich ist. Der Mensch hat immer davon geträumt, den Mond zu besiedeln, aber erst der Übermensch ist dazu fähig gewesen.

1. Phase: Die Ära der Tunnel 1946–1955

Im Jahr 1945 näherte sich Der Große Krieg des Aufstiegs unserer Idee dem Ende. Nach dem Tod von Hitler unserem Herrn zogen sich die Elitetruppen, die sein Erbe hüteten, in den Antarktis-Stützpunkt zurück, wo über Jahre hinweg entwickelte Forschungs- und Frachtraumschiffe der Rheingold-Klasse bereits auf sie warteten. Mit diesen Raumschiffen schickte unser Volk die ersten Expeditionen auf den Mond.

Aufgrund dieser Forschungsexpeditionen wählte die Mondpionier-Abteilung den Ort aus, an dem mit dem Bau unseres stolzen Stützpunkts Schwarze Sonne begonnen wurde. Auf dem entdeckten Gebiet hatte sich ein großformatiger, eisenhaltiger Meteorit in den Boden gegraben, und unter der Mondoberfläche befand sich eine Eisablagung, die von einem anderen Meteoriten hervorgerufen worden war. Das Wasser, das man aus dem Eis gewann, war damals noch kostbarer als heute, da möglichst schnell

mit dem Nahrungsanbau begonnen werden musste – wegen des Essens, aber auch wegen des Sauerstoffs.

Die Mondpionier-Abteilung brachte eine effektive Bohrvorrichtung an den ausgewählten Ort. Damit wurden die ersten Höhlen in die Mondoberfläche gebohrt und die ersten luftdichten Wohnräume gebaut. Die Nahrungsversorgung beruhte in diesen Jahren auf Lebensmitteln, die mit heimlichen Versorgungsflügen von der Erde herbeigeschafft wurden, aber dank unermüdlicher Arbeit konnten wir schnell zur eigenen Nahrungsmittelproduktion übergehen.

Weil wir noch nicht mit dem Helium-3-Abbau begonnen hatten, bezogen wir die Energie am Anfang unter anderem aus der starken Wärmestrahlung der Sonne während des Mond-Langtages. Wir füllten unsere Wasserspeicher – und füllen sie weiterhin – bei Langnacht mit Eis von den Mondpolen.

Es ist uns gelungen, aus den Steinen und Eisenmeteoriten des Mondes nahezu alle Grundstoffe, die wir benötigen, zu isolieren. Aus dem Mondboden erhalten wir Aluminium, Titan, Glas, Grafit und keramische Stoffe, aus denen wir Baumaterial, Raumschiffe, Waffen und Gebrauchsgegenstände wie Geschirr, Besteck und Stifte fertigen. Bestimmte Elemente, die als Edelmetalle bezeichnet werden, wie Silber, Gold oder Platin, kommen im Mondboden so gut wie nicht vor. Aber als wir den Mond besiedelten, hatten wir genügend Gold dabei, das im Großen Krieg des Aufstiegs unserer Idee ins Volkseigentum überführt worden war, um zum Beispiel Eheringe und Zahnplomben herzustellen. Alle Edelmetalle werden sorgfältig wiederverwertet.

Im Jahr 1949 stellten wir im untermondischen Stützpunkt das geschlossene Lebensfunktionssystem zur Produktion von Nahrung und Sauerstoff fertig. Damit wurde der Mond offiziell autark. Als auch die letzten Pioniere von der Antarktis auf den Mond übergesiedelt waren, fingen wir unverzüglich an, den obermondischen Teil der Schwarzen Sonne zu bauen. Dabei orientierten wir uns an den Auffassungen des verehrten Albert Speers, der uns in architektonischer Hinsicht die Mächtigkeit des Nationalsozialismus vor Augen geführt hat, und errichteten unsere Festung zu Ehren Hitlers Unseres Herrn in Hakenkreuzform.

2. Phase: Die Ära der Festung von 1956 bis zur Gegenwart

Die Einweihung der Mondfestung Schwarze Sonne begingen wir am 20. April 1956, Hitlers Geburtstag. In den obermondischen Teilen bauten wir neben Wohnbereichen auch unsere Fest- und Volkssäle und die Hangars der Mondwehr ein. In den tiefer gelegenen Teilen der Festung brachten wir weitere Wohnbereiche unter, dazu Wasserzuchten von Nutzpflanzen sowie Fabriken und Werkstätten zur Fertigung von Gebrauchsgegenständen.

Der größte Teil unserer Wohnkammern befindet sich unter der Mondoberfläche, denn wir müssen uns vor Sonneneruptionen schützen, die gefährliche Strahlungen produzieren. Denkt darum immer daran, euch bei Sonneneruptionsalarm unverzüglich in die untersten Bereiche unserer Festung zu begeben!

Im Jahr 1959 drangen die ersten Spionagesonden der

Erde bis zum Mond vor, darum brachten wir von da an das Eis mit Fluggeräten zur Schwarzen Sonne und überdeckten die Transportspuren von früher. Damals fingen wir auch an, eine Methode zu entwickeln, dank derer man unsere Bergwerke oder andere Spuren unserer Siedlung und unserer Arbeit von der Mondumlaufbahn aus nicht mehr erkennen konnte.

Inzwischen haben wir den obermondischen Teil der Schwarzen Sonne und unser Helium-3-Bergwerk mit der Tesla-Tarnungs-Technik (TTT) geschützt, deren Magnetfeld auch Sicht- und Wärmestrahlungsstörungen von der Mondumlaufbahn aus verhindert. Die Tesla-Tarnungs-Technik ist mit der Methode verwandt, mit der wir unsere Aufklärungs- und Frachtraumschiffe ausrüsteten, als wir die Erde verließen, damit man sie auf den irdischen Radarsystemen nicht sehen konnte. Schüler, die mehr über diese Technik erfahren wollen, die wir von den Kapitalisten enteignet und in Volkseigentum überführt haben, können in der Bibliothek nach dem Mikrofilm mit dem Titel *Das Philadelphia Experiment* fragen.

Kitty,

gestern musste ich unterbrechen, denn Obi wollte wieder etwas von mir, das keinen Aufschub duldete. Obwohl ich froh bin, dass ich noch immer um Rat gefragt werde und meine Meinung geschätzt wird, ermüden mich meine Verpflichtungen bisweilen sehr.

Obi war kaum weg, als ich einen Hustenanfall bekam, der gar nicht mehr aufhören wollte, sodass ich mich hinlegen musste. Ich höre meinen Husten mit der gleichen Angst, mit der ich vor langer Zeit das Husten meiner Mutter hörte – es verheißt nichts Gutes. Auch mein Appetit ist schlecht, ich bringe kaum meine bescheidenen Mahlzeiten für Alleinwohnende herunter. Manchmal denke ich daran zurück, wie unsere Ernährung nach der Ankunft der Flüchtlinge abwechslungsreicher wurde. Sie brachten ja das eine oder andere mit, aber heutzutage erinnern unsere Mahlzeiten wieder an die einfachen Portionen zur Zeit der Schwarzen Sonne. (Man muss allerdings zugeben, dass einige der von den Flüchtlingen mitgebrachten Methoden der Nahrungsmittelproduktion und der Bio-Wiederverwertung weiterhin genutzt werden.)

Da die alten Lehrmaterialien, die ich im Archiv ausgegraben habe, nun einmal vor mir liegen, hänge ich hier ein Dokument zu einem Thema an, das noch immer Gültigkeit besitzt.

